

**Zeitschrift:** Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift  
**Band:** 9 (1905)

**Artikel:** Aelpler-Kirchweih  
**Autor:** Kaiser, Isabelle  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-573718>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 07.10.2024

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

dinand Huber gewesen, ersehen wir aus dem Briefe, den wir unsern Lesern in Faksimile bieten können. Der Brief, der sich gegenwärtig in Zürcher Privatbesitz (bei Herrn Oberst U. Meister) befindet, wurde zuerst von Hase im „Literarischen Nachlaß der Frau Caroline von Wolzogen“ veröffentlicht. Da er ohne Adresse gegeben ist, wurde seine Zugehörigkeit lange umstritten, bis endlich Heinrich Dünker den Beweis erbrachte, daß kein anderer als Ferdinand Huber der Adressat sein konnte<sup>1)</sup>. Diese Attribution rechtfertigt sich nicht nur durch den Ton des Briefes, sondern vor allem auch durch eine Stelle in einem späteren, an Körner gerichteten Schreiben, das eine durchsichtige Allusion auf diese Zuschrift an Huber enthält<sup>2)</sup>. Der Klarheit wegen mag unser Brief hier noch im Drucke folgen:

Weimar d. 6. October 87.

Wenn ich nur ein Mittel wüßte Dir zu Geld zu helfen mein Lieber, aber da sig ich und finde keins. Eingeschlozner Brief von Dalberg wird Dir zeigen, warum sich bisher noch nichts ereignen konnte. Ich warte nunmehr mit Schmerzen auf Nachrichten, auch wegen Geld. Das verfluchte Geld! An Crusius schreib ich nächsten Donnerstag zu Ende des Monats muß ich Geld haben, weil ich da ganz auf dem Sande bin, wenn mich Crusius nicht gleich bezahlen kann, wenigstens zur Hälfte, so gebe ich meine Niederlande besonders heraus bei einem andern Buchhändler und arbeite noch an einer andern Verschwörung. Kann er mir aber schicken, so kann ich Dir wenigstens etwas davon geben. Vor Ende der Messe weiß ich aber gar keine Aussicht. Auch das kann Dir beweisen, wie wenig ich jetzt auf Heimreisen denken kann.

Sonst mein Lieber muß ich Dir gestehen, daß, wenn ich es hätte, ich Deine Gesellschaft jetzt mit Golde aufwägen würde. Hundertmal denke ich an Dich, Du fehlst mir alle Stunden. Warum können wir nicht beieinander seyn, wir, die so sehr zusammen gehören? Ich habe so unendlich viel an Dich auf dem Herzen, das ich Dir durchaus nicht schreiben kann. Hier habe ich viele Bekannte, worunter auch recht brave Menschen sind — aber keinen Freund den ich lieben könnte. Ein weiblicher Freund ist keiner. Ich bin ganz isoliert. Laß diesen Brief niemand lesen.

Schiller.

Wie so mancher andere Brief aus Schillers Korrespondenz mit Huber handelt auch dieser von den bösen Geldsorgen, unter denen beide Freunde in gleicher Weise zu leiden hatten. Wahrscheinlich müssen wir mit Dünker annehmen, daß Schiller an Huber Geld schuldet; dahin wäre der Ausdruck, es habe sich bisher noch nichts ereignen können (d. h. er habe noch nichts schicken können), zu erklären. Körner gegenüber erwähnte Schiller außer einem gewissen Wechsel „noch andere Posten“, und überdies wissen wir aus einem frühern Briefe (28. Febr. 1885), daß Schiller Huber in der Tat aufgefordert hatte, für ihn ein Anleihen zu machen.

Als Schiller vorliegenden Brief schrieb, befand er sich in einer recht bitteren Lage. Die erste, durch den kurzen, glückli-

<sup>1)</sup> Archiv für Literaturgeschichte Band X S. 101 f.  
<sup>2)</sup> vom 19. October 1787.

chern Aufenthalt in Jena unterbrochene Zeit in dem verlassenem Weimar, dem Goethe und Karl August fehlten, war für Schiller eine unerfreuliche. Mit Herder und Wieland noch nicht befreundet, dem Hofe ferne stehend, blieb ihm fast nur der Verkehr mit Charlotte von Kalb; aber — „ein weiblicher Freund ist keiner!“ Dieser Verkehr vermochte ihm nicht zu genügen. Schiller sehnte sich nach seinen Dresdner Freunden, und doch ließen es seine Verhältnisse nicht zu, auf „Heimreisen“ (nach Dresden) zu denken. Von Dalberg, dem Intendanten des Mannheimer Theaters, war noch keine bestimmte Nachricht über die Aufführung des Don Carlos eingetroffen; denn dahin muß wohl die Bemerkung über den beigelegten Brief Dalbergs erklärt werden, da Schiller erst am 19. Oktober Huber mitteilen konnte, daß Dalberg den Carlos geben lassen werde. Von Crusius, dem Leipziger Buchhändler, der den Verlag der „Geschichte der merkwürdigsten Rebellionen und Verschwörungen“ übernommen hatte, war ebenfalls kein Geld eingetroffen, sodaß Schiller daran denken mußte, seinen „Abfall der Niederlande“ anderswo herauszugeben; freilich hätte er für diese versprochene Arbeit Crusius eine andere Verschwörungsgeschichte liefern müssen. Aus dieser bedrängten Lage heraus ist der trübe, bittere Ton des Briefes zu verstehen: „Das verfluchte Geld!“

Unser Brief, von dem Schiller wünschte, daß ihn außer dem Freunde niemand zu Gesicht bekommen sollte, ist ein bezeichnendes Dokument aus dem mühevollen Erdenwallen des großen Dichters, den gegenwärtig die halbe Welt feiert, und es redet eine deutliche Sprache von den erbärmlichen Sorgen, die sich wie häßlicher Staub auf das kurze Leben des Sängers der Freiheit legten.

Wir sind in der Lage, noch ein anderes beglaubigtes Dokument aus Schillers Leben unsern Lesern in der Reproduktion zu vermitteln, ein Rezept, geschrieben von der Hand des Regimentsmedikus Friedrich Schiller. Es ist das Rezept für Brechweinstein und lautet:

R. 17 Emet. grü.  
f. Solve in  
V. Cinnamon sem. 3iv.  
D. Cinnamon 3iv.  
Kochig die Hälfte zu  
nehmen

In der unverkürzten Form:

Recipe: Tartarus Emeticus, Gran 3 | Solve in Aqua Comuni fervida Unzen 4 | Detur: Brechwasser, davon sogleich die Hälfte zu nehmen. M. K.

## Hefler-Kirchweih.

Nachdruck verboten.  
Alle Rechte vorbehalten.

Skizze aus Beckenried (Midwalden).

Mit zwei Abbildungen.

Es ist der zweite Sonntag im November. Mörsergeschiffe donnern am Gestade des Waldstättersees im golden andbrehenden Herbstmorgen.

Es hallt von den Halden der Vorberge nieder, als töne noch fernes Jodeln von den vereinsamten Weiden herunter: es ist der Tag der Hefler, das volkstümlichste Fest des Jahres im lieblichsten Dorf, das sich am Fuß des Stollen und des Schwalmis birgt und mit heimlicher Schönheit unter dem Schutz der beiden mächtigen Bauen steht.

Einiges Leben regt sich in den Höfen von der Hofstatt bis zum Zoo. Die Mädchen kramen erregt im „Gwandgänterli“ nach den „Gellerchettene“ und dem „Tschapper“

der Arggroßmutter. Wie wird ihnen die altehrwürdige, fast fremdgewordene Tracht stehen?

Das alte „Talseppeli“ kommt, um ihnen das Haar zu flechten und den Filigranpfeil in die mit roten Schnüren durchzogenen Zöpfe zu stecken. Ueber das rauhe, selbstgesponnene Linnenhemd und das „Tschänkerli“ wird der gestreifte Rock gezogen und das buntgestickte Nieder mit „Bindellen“ geschnürt. Die steife „Brust“ aus farbigem Sammt bedeckt wunderlicherweise den Rücken, die schillernde „Scheibe“ wird umgebunden, die silbernen „Gellerchettli“ eingehakt und das „Halsbätti“ aus Filigran und Granaten um den Hals geschnallt.

„Jesses, Maria! Wie sehe ich nur aus!“ rufen die

Mädchen. Sie stülpen die schneeweißbauschigen Ärmel um den Arm und ziehen die schwarzen „Hanteli“ an. . . Dann hurtig zum Spiegel. Ein frisches, frohmütiges Bild! Und diese Mädchen wollen es kaum fassen, daß die kleidsame Tracht zu ihrem Gesicht paßt, wie die Vorlauben und Firstgaden zu unsern Nidwaldner Bauernhäusern, die ohne sie charakterlos in der Berglandschaft stünden. Sie haben sich so gerne „herrisch“ gekleidet bis dahin, die Landtöchter, mit seidener Bluse und Kaschmirkleid. . . Aber heute gilt es anders. Der diesjährige Aelplerhauptmann, ein vornehm gesinnter, kunstverständiger Mann, hat den Befehl erteilt: die alte Landestracht soll wieder zu Ehren gezogen werden am Ehrentag der Aelpler. Weg mit den neumodischen Hudeln!

Das wirkte wie ein Mandat der „Gnädigen Herren Oberrn“ im siebzehnten Jahrhundert, als sie dem Luxus steuern wollten, der, ursprünglich von der reichen Burgunderkriegsbeute her, sich in die abgelegenen Täler einzuschleichen drohte:

„Es soll sich jedermann befehlen bei 10 Gulden Buße, sich seinem Stande gemäß zu kleiden, keine Hinderfürkappen von Sammt und keine Namenshuoh und glismete englische Strümpf zu tragen!“ Wo ist die alte Zeit, da „ebenso ob als nid dem Kernwald nicht gestattet wurde, andere Tücher als Bintsch, Kadit und Buret im Land zu verkaufen“?

Die Männer sind nicht so wetterwendisch verfahren mit der Mode. Sie wollen nicht wie städtische „Galantili“ aussehen. Zwar tragen sie nicht mehr die kurzen

Hosen seit dem vom Landrat siegreich verfochtenen „Hosenslupf“ von 1770, wo ein Mandat erlassen wurde gegen „die jungen Männer, die wider die Römmlichkeit kurze Hosen, Kursetli und Brusttücher öffentlich und ohne Scheu tragen, ja sogar in den geheiligten Tempeln ohne Kamisjoler erscheinen“.

An Stelle des gelben Schwefelhutes, von Maschen und Pfauenfedern umweht, ist der runde Filzhut getreten, mit Rosmarin und Alpenrosen bekränzt. An Sonn- und Feiertagen tragen sie statt des „roten Ländlerli“ von damals das kleidsame Hirtenhemd aus dunkeltem Tuch, auf den Achseln und vorn am Ausschnitt mit Gold und bunten Seidenblumen reich gestickt. Nur im Sommer gehen sie als „Misgfogene“ hemdärmelig zur Kirche.

Am Kirchweihstage gilt der erste Gang der Aelpler dem Gotteshause; denn sie bilden keinen modernen Verein unserer Neuzeit. Ihre „Bruderschaft“ hat das Gepräge einer zumtümlichen kirchlichen Verbindung und Verfassung. Sie wurde vor sehr vielen Jahren zu Ehren der Gottesmutter und unter dem Schutz des Heiligen Wendelin gegründet und bezweckt eine gegenseitige Hilfeleistung in geistlichen und zeitlichen Nöten.

Alljährlich am Michaelstag findet die Wahl ihrer Beamten statt. Sie konstituieren sich somit zu einer gesetzmäßigen Gewalt über ihre Verhältnisse.

Vom Kirchturm ertönt das „Wysläuten“. Der Neuschnee leuchtet auf den hohen Warten der Musenalp. Mit klingendem Spiel naht der Zug in paarweise geordneten Reihen. . . Voran der Hauptmann, der Statthalter, der Pfleger, stattliche Erscheinungen, vom Schläge derer, die im blutigen Kampf für Glauben und Freiheit eintraten. Dann folgen die Brettmeister oder „Heiligenvögte“ mit der bekränzten Sammelkaffe des Heiligen Wendelin, der Aelplerrat mit Weibel, Seckelmeister und Nichtern. In der Mitte der Reihen schwebt die Aelplerfahne mit dem Bild des Schutzheiligen der Hirten, am Bändelner getragen von einem schmucken Fährndrich.

Ein herbkeuscher Rosmarinduft schwebt dem Zug voraus; denn alle tragen einen mächtigen grünen Strauß auf die Brust geheftet, wie ein Versprechen, daß die Weiden wieder grünen werden.

Sie schreiten vorbei: der Obermattmigi, der Bergmelmch, der Bode Pauli, der Safftwisi, der Winzig Meiradi, 's Tonelers Toni, der Niedli Heiri, Buettelers Franz, der Vielibachsepp, wie sie alle heißen, nach einem Gehöft, einem Ahnen, einem Anwesen, vom Volk neu getauft, sodaß der wahre Familienname, meistens Käselin, Amstad, Gander, Murer, selten genannt wird. Sie schreiten, frisch und keck und gradgewachsen wie die Bergahorne des Bachscheitwaldes. Das sind die Söhne Numos, des Häuptlings der nordischen Auswanderer, die Nachkommen des schwedisch-germanischen Hirtenstammes, dem die Nidwaldner nach einer Sage entsprossen.

In der Kirche wird die Fahne am Altar aufgestellt, im Schutz des alten Gottes, der die Felder des Laban und die Herden des Amos behütete. . .

Denn die altherwürdige Wahrheit spricht noch zu den Aelplern durch die Sterne und steigt zu ihnen auf aus dem Abgrund der Zeiten. Denn Gott ist für sie im Schoonwind, der die fruchtbaren Jahre bringt, im Föhn, der erlösend über das starre Hochgebirge fegt, in der Sonne, die das Gras in der Allmend zum Blühen zwingt,



Alte Nidwaldnertracht.



Helder-Kirchweih in Beckenried (13. November 1904).

im Schnee, der die müde Scholle deckt . . . Er allein kann sie vor den Wildbächen, den „Ribenen“, dem Wetter-schlag, den Viehseuchen, vor Rot, Feuer und Krankheit behüten, und sie beten:

„Drum well is, was mer hend und sind, ys yse liebe Herget b'schizze, die Freiheit ist ja gwiß kei Sind; drum wemer si au ferner b'sizze . . .“

Und sie lauschen in Andacht der Ehrenpredigt zum Lob des Hirtenstandes, die letztes Jahr in seltener Schönheit vom beredten Feldprediger der Gotthardtruppen gehalten wurde. Dann gehen sie alle zum Opferstock für die Brüder, die im Laufe des Jahres von der Herde fortgerissen wurden, dem heimlichen Stiche erlagen, von einer stürzenden Föhre getroffen fielen oder altersmüde einschlummerten im Herrn . . .

„Pax vobiscum!“ tönt es von den Lippen des Priesters . . .

Der Zug tritt wieder in die herbstliche Mittagshelle hinaus, und auf dem Kirchplatz treten nun die Fahnen-schwinger in den Kreis. Es ist eine stille nationale Kunst, die sie in den einsamen Stunden auf den Hochalpen nach Herzenslust üben. Die eine Hand auf die Hüfte ge-

stemmt, schwingen sie mit der andern die rote Fahne, daß sie wehend und klatschend in künstlichen Windungen im Winde fliegt und kreist, bis sie sie ruhig am Schaft wieder auffangen.

Zum Jubel der Kinder erscheinen die zwei Spaß-macher des Festes: die „Wildlyt“.

„Hansli . . . Jo, jo . . .“ heken die Buben.

„Hubilima und Hubilimib mit dem Lumpetit!“ sind mit Tannensflechten und Tannenbart bekleidet und treiben mit ihrem „Großen“ und ihren Spässen die Kinder in die Flucht und halten die Bahn frei für die Fahnen-schwinger. Es sind halb mythische Gestalten, die der sagenhaften Zeit entstammen, wo gute und böse Geister in den Bergöden hausten und ihr Unwesen trieben . . .

Der Zug wendet sich dem Pfarrhof zu, wo dem allbeliebten neuen Pfarrer und dem Pfarrhelfer als Bergtribut der schönste, radhohe Käse gespendet wird; denn es wird behauptet, daß die Sennerei der Helder Nidwaldens in ihrer Art die beste der Schweiz sei.

Zur Mittagszeit lehren sie im „Nidwaldnerhof“ ein; denn es gilt nun, sich zwei Tage und zwei Nächte lang

bei Speise, Unterhaltung und Tanz zu freuen, wie sich nur gesunde Jugend freuen kann nach einem Jahre strenger, oft gefahrvoller Arbeit und schmalen Kost.

Und witzig und lebhaft und beredt und munter, wie die meisten Berg- und Hirtenwölfer, sind sie alle, die sonst in Genügsamkeit so sittenrein und zufrieden leben: „Mes Huisli, ä Mattä, ä Gadä und Waid, zum Chriesä ä Chrattä, zum Kaspä äs Chlaid, und ai äs paar Chieli, äs Chalb und zwei Schaf, und holzigi Schiehli, zum Laiffä rächt brav. Fir's Mälchä ä Cimer, äs Bräntli, ä Chruog, zum Ziger ä Faimer und Nuttä bis gnuog. Mes Wybli und Gofä, sächs Hiendr, ä Chaz, 's isch hinderem Ofen fir alli gnuog Platz . . .“

„Wybli und Gofä“ haben die Jungburschen noch nicht; darum eilen sie jetzt beim sogenannten „Nachtisch“ und holen mit Pferd und Wagen das auserwählte Mädchen ab. Von der Acheri, der Hagnau, dem Stürte oder Niederdorf. Und die Mörjer knallen wieder, jedesmal, wenn ein Mädchen den Gasthof betritt an der Hand des Melpzers . . . Sie haben heimlich um die Gunst des Mädchens geworden bei den nächtlichen Besuchen vor dem Hause, auf der Holzbeige oder am Fenster, was man hier „Dorfen“ oder „z' Stubeten oder z' Liecht ga“ nennt. Da geben sie ihre wahren Gefühle durch Rede, verkehrten und Falsettstimme zu erkennen in witziger, naiver Art, und oft kommt es zu harten Kämpfen und Schlägereien unter den Nebenbuhlern.

Heute ist Feier- und Friedenstag.

Nun soll nach altem Brauch der Frauenvogt, der im Lauf des Jahres ein wachsam Auge auf das junge Volk hält, einen Kläger aufstellen, der in launig witziger Art, halb im Scherz, halb im Ernst die Streiche und heimlichen Taten der jungen Melpzer aufzählen und rügen soll. Darauf antwortet der Verteidiger der jungen Fährliche, und die vier Richter setzen unter Gejauchze und „trabenden Füßen“ eine geringfügige Buße auf.

Neben werden gehalten. Früher lautete der übliche Spruch: „Ihr Herren Melpzer insgesamt, Gott wolle uns glücklich erhalten, unsere Vorsteherchaft . . . Priesterchaft, unsere Frauen und Mädchen . . .“

Erst am Montag, nach einem Gedächtnisamt für die verstorbenen Mitglieder setzt der Tanz an.

Die ländliche Musik: Fiedel und Flöte, Horn und Klarinette tönen von der Geigerbank herunter. Der Jungbursch faßt sein Mädchen um die Schultern, und das Paar tanzt die Ländler, Allemanden, Rheinländer, Walzer mit stiller vornehmer Grazie, die seltsam berührt . . . Hie und da, wenn der Bogen wilder über die Fiedel streicht, ertönt ein Händeklatschen, mit Schuhplatten, und der Hirt umtanzt jubelnd seine Tänzerin.

In den Pausen, der „Melpzerkraft“, sitzen sie beisammen und stimmen im Chor ihr wunderbares „Holi-ho-bia-hu!“ an, das da klingt wie der jauchzende Atem der Midwaldnertäler, der Täler, aus denen das Schweizerheimweh in die Welt hinausging . . .

Das ist das Freilustlied, das sie anstimmen, wenn sie Ende Mai mit klingenden Herden den Weidgang an-

treten nach den Boralpen von Tristeln, „Spiz und Alpeli“.

Im Hochsommer geht es weiter bergauf, zur Akung nach den „Wildenen“, den Hochalpen, in Klewen, Truttmannix, Eggenrüti . . . Dort oben, fünfzehnhundert Meter über den Niederungen, wo die Menschen hausen, dort wo nur der kühle Liehbach dem Sturz entspringt, führen sie bis zum Bartholomäustag ein einsam freies Leben:

„Mir all, mir all sind fryi Lüt,  
Mer hend kei Herr, kei First, kei Kenig,  
Mer firchtet die und niemerd nyd  
Und sind doch zäme nur se wenig . . .“

Nur Gott fürchten sie, wenn er auf des Föhnsturmes Flügel durch die Höhen rast, daß das gehezte Vieh mit hochgestrecktem Schwanz und dampfenden Nüstern nach Schutz brüllt und sich ängstlich duckt, wenn der Hagel über seinen Rücken niederprasselt und der Blitz durch die Wetterlärchen zuckt und flammt . . .

Dann betet der gläubige Hirt demutvoll sein „Ave Maria! Bitt' für uns . . . Du Zuflucht der Verirrten . . .“

Und es folgen die stillen, weltfernen Nächte, wo die Herde weidensatt unter dem Sternenschein lagert, im Dufte würziger Gräser, und mit sanftem Brüllen den ersten Morgenschein begrüßt . . . Die stillen Abende, wo die Sennen sich in der Hütte versammeln, auf dem Bergheu hocken, die kurze Pfeife im Mund, während „Härdäpfelbraisl“ oder „Fuissterli mit Rydel“ das Abendbrot bilden und der warme Regen auf dem Schindeldach so hübsch „tejelet“, daß im angrenzenden Stall unruhige Glöckchen klingen . . .

Und der weisevollste Augenblick im Tag des Melpzers bricht an, wenn die Schatten des Abends in die Täler sinken und nur die Firnen der höchsten Warten der Urschweiz im Sonnentod erglühen, wenn hoch von der Winterhalten-Weide der Alpsegen in die düstere Tiefe herunter klingt:

„Lobä! Zio lobä . . . In Gottes Namen lobä . . .“  
Das ist der Betruf, der von den ersten Glaubensboten der Christenheit stammt . . .

Dort oben, auf einem Felsvorsprung, steht auf dem Goldgrund des Himmels ein Senn im Hirtenhemd und hält vor den Mund den hölzernen Milchtrichter, die „Bolle“, die seine Stimme wie durch einen Schallbecher verstärkt, und er sendet in die Niederungen der rastlosen Menschen die göttliche Botschaft:

„Im Himmel ist der größte Thron . . .  
Drin thront die lieb Muttergottes mit ihrem lieben Sohn . . .“

„Gott woll' uns b'hüete und bewahre an Leib und Seel und alles, was in die Alp g'hört und ist . . .“ —  
Und die Melpzer fühlen die Nähe Gottes im Höhenwind, der über ihre gesenkte Stirn streicht:

Gelobt und gebenedeit  
Von nun an bis in alle Ewigkeit . . .  
Har Chieli soll lobä all Schritt und Tritt  
In Gottes Name — lobä!  
Zio lobä!

Habelle Kaiser, Beckenried.





**Westfälischer Bauer.**

Nach einer Delikie von Raphael Riß (1829—1894).